Lilo Schmitz

Menschen begegnen statt Kulturen

Zusammenfassung

In der sozialen Praxis ist mittlerweile viel die Rede von „Kultur“. Es gehört zum Standard sozialer Arbeit und Beratung den „kulturellen Hintergrund“ der Klientinnen[1] zu berücksichtigen. Interkulturelle Seminare und Fortbildungen boomen und „Interkulturelle Öffnung“ stellt eine weithin akzeptierte Leitlinie sozialer Praxis dar.

Meine zugespitzt formulierte These dazu ist:

Diese gut gemeinte Berücksichtigung von Kultur ist eine Sackgasse. Sie ruft häufig erst die Diskriminierung hervor, die sie abzubauen anstrebt. Es ist Zeit unser holzschnittartiges Verständnis von Kultur zu vergessen und das Individuum wieder in den Blick der sozialen Praxis zu nehmen.

Ich will in diesem Beitrag (durchaus provokant und pointiert) zunächst darstellen, wie Sozialwissenschaften und Soziale Praxis mit Hilfe des Kulturbegriffs die Welt in „Migrantinnen“ und „Nicht-Migrantinnen“, „gut“ und „böse“, in „frei“ und „unfrei“ einteilen, wie „Migration“ als abwertende Kategorie den früheren „Ausländerinnen“-Begriff ersetzt hat und wie soziale Probleme „kulturalisiert“ werden.
Dazu werde ich skizzieren, welche historischen Gründe zu dieser Tendenz beigetragen haben. Der holzschnittartigen Vorstellung prägender National- oder Abstammungskulturen stelle ich eine *transkulturelle Perspektive* entgegen, die den Menschen differenziert zwar im Kontext zahlreicher Zugehörigkeiten, aber besonders in seiner ganz individuellen Lebensführung betrachtet.
Schließlich stelle ich am Ende meines Beitrages lösungsorientierte transkulturelle Fragestellungen vor, die Praktikerinnen helfen können eine individualistische Perspektive auf ihre Klientinnen zu entwickeln.

Einteilung in Migrantinnen und Nicht-Migrantinnen

Seit den Anfängen der „Ausländerinnenpädagogik“ stellt die Soziale Arbeit mit Migrantinnen ein großes Feld der täglichen sozialen und pädagogischen Praxis dar.
Wenn „Migration“ so verstanden wird, dass *eine Person oder eine Gruppe von Personen langfristig in weiter entfernte neue Regionen wandert, um sich dort für immer oder für einen längeren Zeitraum niederzulassen*, dann wurde seit den Anfängen der Migrations- und Ausländerinnenpädagogik deutlich, dass der Begriff selektiv eingesetzt wird:

Die mehr als 10 Millionen Menschen, die im Zug der großen Wanderungen, Umsiedlungen und Vertreibungen in der ersten Hälfte des letzten Jahrhunderts in die Bundesrepublik eingewandert sind, werden bis heute NICHT als Migrantinnen bezeichnet.

[1] Aus Gründen der Leserlichkeit verwende ich ausschließlich die weibliche Form. Männer sind jeweils mit gemeint.

Auch reiche und gebildete Menschen, die große übernationale Umzüge tätigen (Beispiel: Boris Becker, Kinder aus Diplomatenfamilien, gebildete und erfolgreiche Akademikerinnen), werden nicht als Migrantinnen bezeichnet.

In den letzten Jahren und Jahrzehnten nahm die Zahl der neuen Einwanderinnen und die Zahl der in Deutschland lebenden Ausländerinnen ab. Immer mehr hier lebende Menschen erhielten die deutsche Staatsbürgerschaft, neue Einwanderinnen aus Osteuropa und der ehemaligen Sowjetrepublik wurden ebenfalls mit einem deutschen Pass ausgestattet waren und hier geborene Kinder erhielten ebenfalls die deutsche Staatsangehörigkeit. Damit fand sich der starke Zweig der Ausländerinnen- und Migrationspädagogik in einer schwierigen Lage: Das Arbeitsfeld löste sich auf, die Klientinnen wurden einfach Deutsche und verschwanden.

Doch hier fand sich schnell eine Lösung:
Was dem Stammtisch schon immer klar war („Einmal Ausländerin, immer Ausländerin.“) wurde nun auch von der Pädagogik übernommen: wer politisch längst als Deutsche galt, wurde von der Pädagogik auf seine „Migrantenfamilie“ festgelegt, es wurde hart um Fördergelder und Stellenerhalt gekämpft. In einer Flut aus Good-Will, Eigennutz und Etikettierung wurde der „Migrationshintergrund“geboren. Auf Druck der Pädagogik änderte auch das Statistische Bundesamt, das bis dahin nach „Ausländerinnen“ (ausländischer Pass) und „Deutschen“ (deutscher Pass) unterschied, seine Statistiken und nahm als neue dritte Kategorie den „Migrationshintergrund“ auf.

So definiert das Statistische Bundesamt „Migrationshintergrund“:

> „*Personen mit Migrationshintergrund sind nach der Definition des statistischen Bundesamtes alle nach 1949 auf das heutige Gebiet der Bundesrepublik Deutschland Zugewanderten, sowie alle in Deutschland geborenen Ausländer und alle in Deutschland als Deutsche Geborenen mit zumindest einem zugewanderten oder als Ausländer in Deutschland geborenen Elternteil.“* (Bundesregierung 2010)

Hier folgt das Statistische Bundesamt Stammtisch und Pädagogik, indem es
- alle Einwanderung vor 1950 ignoriert
- auch Kinder von in Deutschland geborenen und eingebürgerten Eltern („als Ausländer in Deutschland geboren“)
- und Kinder, die *einen* deutschen Elternteil haben

in die Schublade „Migrationshintergrund“ steckt, was die „Quasi-Ausländerinnen“-Zahlen gehörig in die Höhe treibt.

Aber auch von „Migrationshintergrund“ ist nur selektiv die Rede.

In der Alltagsdiskussion und in den Sozialwissenschaften bleibt die Kategorie „Migrationshintergrund“ meist für einkommensschwache und ungebildete Menschen reserviert, deren Vorfahren einmal aus einem ärmeren Land eingewandert sind, vorzugsweise aus einem Land, in dem viele Moslems leben. Wer reich und gebildet ist, bei dem ist nicht die Rede von „Migration“ oder „Migrationshintergrund“.

Es scheint, als folgten Sozialwissenschaften und Soziale Arbeit einer alltagstheoretischen Einteilung zwischen „Migration“/“Migrationshintergrund“ und „einheimisch“, wie sie an Stammtischen gepflegt wird:

a) *„Einheimische“ und „Quasi-Einheimische“*:

Als „Einheimische“ oder „Quasi-Einheimische“ betrachten Stammtisch wie Sozialwissenschaften Menschen, die als ähnlich betrachtet oder als überlegen und bewundernswert empfunden werden. Genau definieren, wer dazu gehört, können – ebenso wie die Alltagstheorien – auch die Wissenschaften nicht. Es handelt sich eher um ein implizites Wissen, wie es Pierre Bourdieu in seinem Klassiker „Die feinen Unterschiede“ beschrieben hat (Bourdieu 1982). Die Kategorie „einheimisch“ ist nicht deckungsgleich mit der Kategorie: „Menschen gleicher Nation“. Auch Menschen, die in Deutschland geboren sind und einen deutschen Pass haben, werden weiterhin als nicht-zugehörig betrachtet und mit Etiketten wie „Migrationshintergrund“ oder „Migrationsgeschichte“ versehen. Gebildete und wohlhabende Menschen aus westeuropäischen oder nordamerikanischen Ländern werden dagegen als vertraut betrachtet und gelten quasi als einheimisch.
Beispielsweise kommen Neuseeländer, Nordamerikaner und Finnen von weiter her. Trotzdem werden sie „irgendwie einheimisch“ betrachtet und niemand kommt auf die Idee, sie in besonderer Weise und „kulturspezifisch“ zu behandeln. Auch gebildete Nachfahren von Einwanderinnen sorgen durch ihren Hochschulabschluss dafür, dass ihr „Migrationshintergrund“ in Vergessenheit gerät.

b) *„Migrantinnen“ / „Migrationshintergrund“*

Als „Migrantinnen“ oder „Menschen mit Migrationshintergrund“ werden dagegen Menschen bezeichnet, die aus Gründen, die mit Herkunft, Hautfarbe oder Sprache zusammen hängen, als defizitär betrachtet werden. Im Zusammenhang mit ihnen ist häufig die Rede von Unfreiheit, Gebundenheit an fremde Religionen, Traditionen, kulturelle Zwänge und Eigenheiten. Die Begriffe „Migrantin“ und „Migrationshintergrund“ werden selektiv nur auf bestimmte Personengruppen angewendet. Dies sind in der Regel ärmere und ungebildete Menschen, Arbeitsmigrantinnen aus ärmeren oder ehemals ärmeren Regionen und ihre Kinder und Enkel. Wichtigste Voraussetzung, als nicht zugehörig betrachtet zu werden, ist Armut, der Mangel an tatsächlichem und kulturellem Kapital im Sinne von Bourdieu (Bourdieu, 1992), also schwaches Einkommen, wenig Besitz, wenig Schulabschlüsse und mangelnder beruflicher Erfolg. Wer diese Voraussetzungen erfüllt, wird sozusagen „migrantisiert“ und gehört nicht zur Mehrheitsgesellschaft.

Wer einmal als „Migrantin“ und „Migrationshintergrund“ eingestuft wird, gilt damit als geborene Klientin sozialer Arbeit, ihre Existenz wird „klientelisiert“ (Bukow & Llaryora 1988). Sie wird „kulturspezifisch“ oder „kultursensibel“ beraten und mit kultursensibler Sozialer Arbeit betreut.
„Migrantinnen“ und „Menschen mit Migrationshintergrund“ denken und handeln aus Sicht der Sozialwissenschaften auf der Grundlage von durch Geburt oder Abstammung feststehender Nationalkulturen, auch wenn es sich um die Geburts-Nation der Eltern oder gar Großeltern handelt. Diese homogenen Nationalkulturen orientieren die Menschen unfrei auf eine zwar weit entfernte, aber „eigentliche“ Heimat hin und versperren den Weg in Moderne und Freiheit.

Der einfache Zirkelschluss von Stammtisch und Sozialwissenschaft:

1. Wir bezeichnen nur arme, ungebildete und auffällige Bevölkerungsteile, die wir in irgendeiner Weise als „ausländisch“ empfinden, mit dem Etikett „Migration“ oder „Migrationshintergrund“.
2. Anschließend stellen wir fest, dass „Migrantinnen“ oder „Menschen mit Migrationshintergrund“ arm sind, ungebildet sind und wenig Aufstiegschancen haben. Wir betrachten sie als unfrei in ihren Entscheidungen, gebunden an rückständige Kulturen.
3. Schließlich machen wir „Migration“ und „Migrationshintergrund“ und die Kultur der „Migrantinnen“ dafür verantwortlich, dass es Armut und Ausgrenzung in der Bundesrepublik gibt.

Auf diese Weise werden soziale Probleme wie Armut, Arbeitslosigkeit und Ausgrenzung „kulturalisiert“ oder, wie Kanak Attak, ein transkultureller Zusammenschluss junger Wissenschaftlerinnen und Aktivistinnen, es nennt: „kanakisiert“ (vgl. Kanak Attak 1998, S.1).

Wissenschaftlerinnen und Pädagoginnen sehen den Grund für die prekäre und schwierige Situation ihrer Klientel nicht in gesellschaftlichen Verhältnissen, sondern in „der Kultur“ ihrer Klientinnen.
Werden die Klientinnen dagegen als „einheimisch“ eingestuft, geht die Soziale Arbeit von „normalen“ Individuen mit einem großen Spielraum an Wahlmöglichkeiten aus.

Vereinfachende Formen kulturspezifischer Beratung sind das Ergebnis vereinfachender Deutungen von Mensch und Kultur. Auf der Basis des alten und zu keiner Zeit zutreffenden Herder’schen Kulturbegriffs (Kultur = ein Volk, ein Raum, eine Sprache) werden bestimmte Menschen auf stereotype „ursprüngliche Heimatkulturen“ festgelegt. Alle möglichen gesellschaftlichen Probleme dieser Menschen werden nicht gesellschaftlich, sondern kulturspezifisch erklärt, also „ethnisiert“ (Bukow & Llaryora, 1988).

Dabei wird das Eigene nie genauer definiert. Es definiert sich vielmehr als das „Nicht-Fremde“, als Negation des Stereotyps des Fremden.
Die eigene Kultur zu beschrieben, fällt immer schwer, denn es ist jedem deutlich, wie vielfältig und differenziert die verschiedenen kulturellen Szenen sind. Weit davon entfernt, uns auf Blutwurst und Lederhose, Wagner, Hitler und Kuckucksuhr festlegen zu lassen, sehen wir bei allen „Fremden“ große und einheitliche Orientierungen, getragen von Religiosität und Tradition. Der speziellen Familiendynamik einer hoch individuellen Familie in Düsseldorf steht holzschnittartig „die muslimische Familie“ gegenüber.

Kollektivistische und individualistische Kulturen und Gesellschaften?

In einigen sozialwissenschaftlichen Ansätzen findet sich das Konzept von kollektivistischen versus individualistischen Kulturen bzw. Gesellschaften. Diese sozialwissenschaftliche Denkfigur halte ich für wenig hilfreich. Sie dient in erster Linie dazu, die Bevölkerung in vermeintlich modernen und westlichen Staaten abzusetzen von Menschen in ärmeren, vermeintlich vormodernen und traditionellen Staaten.

Genauso denkbar und vielleicht eher nützlicher als die **geografische** Zuordnung von kollektivistisch versus individualistisch wäre beispielsweise eine Zuordnung nach **Einkommen, Schicht oder Klasse**:

Im untersten Einkommensbereich mit prekären Arbeitsverhältnissen und wenig Absicherung sind Menschen eher gemeinschaftsorientiert und angewiesen auf temporär zusätzliche Unterstützung durch die Familie. Heiraten beispielsweise entscheiden über ökonomisch wichtige Möglichkeiten, so dass Eltern hier ihren Einfluss geltend machen.
Im mittleren Einkommens- und Statusbereich sind Menschen an sozialem Aufstieg orientiert und nutzen ihre persönlichen Aufstiegschancen – auch in der Partnerwahl - individuell ohne große Rücksicht auf ihre Familien und Netzwerke.
Im hohen und höchsten Einkommensbereich schließlich soll das Geld im eigenen Kreis bleiben. Beim Adel und der Industriellen-Familie wird Familie und Netzwerk wieder wichtig. Dort mischen sich die Eltern wieder massiv (siehe englisches Königshaus) in die Partnerwahl ihrer Kinder ein.

Sicher lassen einige kulturelle Szenen vermuten, dass dort bestimmte „Grundformen" häufiger anzutreffen sind. So finden sich wahrscheinlich in einer Mormonen-Gemeinde mehr Menschen mit einer traditionellen Orientierung als in einer Werbe-Agentur. Bei Management-Trainees finden sich vielleicht mehr egoistische Orientierungen als bei den Mitgliedern eines Hospiz-Vereins.
Aber **innerhalb** des Hospiz-Vereins wie der Trainee-Gruppe finden wir wieder sowohl gemeinschaftsorientierte wie egoistische, traditionelle und modernisierende Menschen.

Folgen für Soziale Arbeit und Beratung:

Eine soziale Arbeit, die davon ausgeht, dass es sich bei Klientinnen, die unter den Stichworten „Migration" und Migrationshintergrund" eingeordnet werden können, um unfreie, an rückständige und traditionelle Werte und Normen gebundene Menschen handelt, die sich nicht individuell frei entscheiden können, ergibt sich eine zu einfache Orientierung in der alltäglichen Praxis:

	Soziale Arbeit für „Einheimische"	Soziale Arbeit für Migrantinnen und Fremde
Grundorientierung der Klientinnen	modern und individualistisch	traditionell und kollektivistisch
kulturelle Bindung	gering	absolut
Rolle der Tradition	unwichtig	wichtig
Rolle der Religion	weniger wichtig	wichtig
festgelegte Geschlechterrollen	flexibel	starr
Ziel der Sozialen Arbeit	entwicklungsorientiert	Konformität mit der „Nationalkultur" oder Herauslösung aus der Nationalkultur

Kleine deutsche Stereotypen-Geschichte

Dass Wissenschaft und Soziale Praxis die Welt einteilt in Menschen, die wir als Individuen betrachten, die „Wesensverwandten" und in Menschen, die wir als „fremd" einordnen und durch Stereotype betrachten, trifft auf manche Staaten zu, aber steht in Deutschland in einem

ganz besonderen historischen Kontext von grauenhaften Verbrechen an Menschen und der nachfolgenden Verdrängung:

a) *wir kennen den vielfältigen Alltag zu Beginn des Jahrhunderts nicht*

- wir wissen wenig darüber, wie das Zusammenleben in Städten und Gemeinden aussah, bevor die Schergen des Nationalsozialismus Menschen verschleppten, töteten und vertrieben. Wir wissen wenig über die Sprachenvielfalt (wer von uns würde Jiddisch oder Romani erkennen, wenn sie es hört?).

- Wir wissen wenig über die großen Wanderungsbewegungen, die Auswanderung in die USA, die großen Einwanderungswellen nach dem 2. Weltkrieg

- Aus dem Schulunterricht verbinden wir mit dem Anfang des Jahrhunderts den 1. Weltkrieg, Jahre im Schützengraben, dazu die Weimarer Republik als chaotisches politisches Gebilde, das mit seiner kommunistisch und sozialistisch geprägten Instabilität zum Anlass für den Erfolg des Nationalsozialismus wurde.

- Mehr aus dem Alltag wissen wir nicht. Wie die Nachbarschaften mit ihren zahlreichen Sprachen und religiösen Orientierungen in Deutschland aussahen, kann sich niemand so recht vorstellen.

b) *Wir haben uns eine heile Welt und eine idyllische Kunst-Geschichte mit der Stunde Null geschaffen*

Nach dem Ende des 2. Weltkrieges entstand in der BRD in einem gespenstischen Konsens, verbreitet durch Fernsehen und Adaption amerikanischer Idyllen, eine *ahistorische deutsche Kunstwelt der 50er und 60er Jahre*, in der alles in Ordnung war und in der Deutsche sich als Deutsche neu definieren konnten:

- Alle leben anscheinend seit Generationen ein „sauberes“ und rechtschaffenes Leben: In großen Firmen und in kleinen Familienunternehmen („Familie Hesselbach“), beide gleichermaßen geprägt von geprägt von paternalistischer Verantwortung, wird fleißig gearbeitet. Beamtenschaft und Bürokratie verwaltet das Ganze ordentlich. Wer fleißig und bescheiden ist, hat bald etwas auf der Seite für Häuschen, Auto und Reisen.

- Die Jugend ist gemäßigt wild, die Erwachsenen fleißig, die Alten genießen die Früchte ihrer lebenslangen redlichen Arbeit. Die heile Familie besteht aus 4 Großeltern, einem Elternpaar und Kindern. Der Vater tritt beruflich in die Fußstapfen des Großvaters oder orientiert sich in einem Aufstiegsberuf, die Mutter versorgt die Familie als Hausfrau. Die kurz geschaffene Idylle vermittelt den Eindruck, als bestehe sie schon ewig.

- Alle sprechen Neuhochdeutsch und manchmal den regionalen Dialekt, keine Erinnerung mehr daran, dass in unseren Gemeinden und Städten jiddisch und Romani, Französisch und Polnisch, Niederländisch, Dänisch, Italienisch gesprochen wurde.

- Wer nicht in dieses idyllische Bild passt, muss sich schleunigst assimilieren: Die aus ihren Wohngegenden im Osten vertriebenen Neueinwanderinnen sollten tunlichst schnell vergessen, wenn sie „gemischt“ sprechen und sie auch Polnisch, Tschechisch oder Russisch beherrschen. Solange sie Abweichungen zeigen, die Sprache die

östliche Einfärbung behält, die Religion ungewöhnlich erscheint, kein Landbesitz vorhanden ist, die Familiennamen polnisch oder russisch erscheinen, werden sie als nicht zugehörig ausgegrenzt und abgelehnt. Sie leben in Mietsblöcken und bescheidenen Siedlungshäuschen in Straßen, die immerhin noch die eingedeutschten Namen aus dem großen Reich tragen dürfen: Danziger Strasse, Stettiner Weg.

c) Wer stört und unterschichtet diese Idylle? : Die „Gastarbeiterinnen“

Obwohl Wanderungen und auch das sesshafte und dauerhafte Zusammenleben von Menschen mit unterschiedlichen ersten, zweiten und dritten Sprachen, mit unterschiedlichen Religionen zum Alltag in Deutschland gehörte und seit den entsetzlichen Morden und Vertreibungen aller, die nicht in die NS-Kunstgesellschaft passten, erst 20 Jahre her ist, haben es alle verdrängt, als die ersten Anwerbeverträge für Arbeiterinnen aus dem Ausland geschlossen werden:

In die maximal 20 Jahre gepflegte, aber schon symbolisch ins Zeitlose erhobene Idylle bricht nun in den 60er Jahren gleichsam die Wildheit und Rohheit der „Barbaren“:
Die „Gastarbeiterinnen“.

Diese Menschen sind arm, sie sind laut, sie leben auf engstem Raum in Wohnheimen und Lagern, sie sind mobil, sie feiern, trinken und lachen. Italienisch hört man plötzlich nicht mehr nur im Urlaub am Gardasee, sondern in der Nachbarschaft.

Wo es bis dahin schwierig war zu definieren, was Deutsch ist (Blutwurst, Schuhplattler und Kuckucksuhr? Konzentrationslager, Waffen-SS und Rassengesetze?) helfen die „Gastarbeiterinnen“ als Kontrast-Folie „Deutsch-Sein“ zu definieren:

Wo die Gastarbeiterin italienisch, serbokroatisch, griechisch und türkisch spricht, sprechen wir Deutsch. Wo sie arm ist, sind wir reich. Wo sie laut ist, sind wir gesittet leise. Wir leben nicht in Wohnheimen oder ärmlichen heruntergekommenen Wohnungen, sondern pflegen unsere Rasen und waschen unsere Autos. Wir wandern nicht, sondern leben seit Generationen an einem Ort (und verbergen, wenn es anders ist) und reisen nur im Urlaub, und zwar dahin, wo es interessant und schön ist und nicht zu gierigen Familienangehörigen in ärmlichen südlichen Ländern. Wir lüften unsere Wohnungen, bei uns riecht es nicht nach Knoblauch und Oregano. Wir sparen, also feiern und trinken wir nur in Maßen und zum Lachen bietet ein ernstes und verantwortungsvolles Leben nicht immer Gelegenheit.

„Griechischer Wein“ oder: Die geborene Klientel sozialer Arbeit

Von einer ähnlichen Lähmung wie die übrige Republik sind auch Pädagogik und Soziale befallen:
Dass es jüdische Wohlfahrt gab, dass die wichtigsten Köpfe humanistischer und psychoanalytischer Psychologie und Pädagogik vertrieben und ermordet wurden, das alles wird verdrängt. Stattdessen präsentiert sich ein lernwilliges Völkchen, das keinesfalls aus seiner Vergangenheit, aber gerne vom Vorbild der großen Geschwister in den USA lernen möchte. Dort hat die Culture and Personality-Forschung gerade versucht die Grundlagen des autoritären Gehorsam in Nazi-Deutschland zu erforschen und es wurden Gelder für die Umerziehung der Deutschen bereit gestellt.

Begierig werden als Re-Import Modelle der Schulpädagogik, der Randgruppenarbeit, von Einzelfallhilfe, Gruppenarbeit und Gemeinwesenarbeit aufgenommen. Entsprechend dem bieder-integrativen Paradigma der 50er werden gesellschaftliche Randständigkeit und Notlagen der Bevölkerung vor allem auf mangelhafte individuelle Lebensführung zurückgeführt.

In die Zielscheibe geraten die Armen. Das ist zunächst die Arbeiterinnenfamilie. Das Rätsel, warum sie arm ist, warum sie nicht erfolgreich ist, ist schnell gelöst: Mangelhafte Erziehung zeichnet die Arbeiterinnenfamilie aus. Sprachforscher nehmen Arbeiterinnenkinder auf Tonband auf und der „restringierte Code" ist geboren: kleine Arbeiterinnen sprechen mit einem kleinen Aktivwortschatz. Schuld sind die Eltern: Tonbandaufnahmen belegen, dass es die Eltern sind, die ihren Kindern den restringierten Code beibringen, die die Welt mangelhaft erklären, die Kinder falsch strafen und sie nicht fördern. Die eifrige Pädagogik sieht ihre Mission darin, Bildung und elaborierte Codes in die Arbeiterinnenschaft zu bringen, die Mütter auf Volkshochschulen „nachzuschulen". Die einfache Gleichung:

- Wer arm ist, ist ungebildet
- Wer ungebildet ist, ist arm.
- Wer gebildet ist, ist bald nicht mehr arm.
- Wenn alle gebildet sind, gibt es keine Armen mehr.

führt zu eifrigem und missionarischem Einsatz für die Armen.

Nahtlos konnte diese Argumentation für die Arbeitsmigrantinnen weiter gesponnen werden. Hier war und ist es bis heute nicht der restringierte Code, sondern das mangelhafte Deutsch, das Erfolg verhindert, Armut und gesellschaftliche Ausgrenzung mit sich zieht. Die Gleichung ist genau so einfach:

- Wer arm ist, spricht in Deutschland öfter schlecht Deutsch.
- Wer gut Deutsch spricht, ist bald nicht mehr arm.
- Wenn alle gut Deutsch sprechen und gebildet sind, gibt es keine Armen mehr.

Die Pädagogen bestimmen – wie schon bei der Arbeiterinnenschaft, welche Fähigkeiten und Fertigkeiten wertvoll und wichtig sind. Zweisprachigkeit an sich, Russisch oder Türkisch sprechen und schreiben können, das wird als Bildungshindernis und nicht als Ressource aufgefasst.

Ihre Klientel beim fehlerfreien Deutschlernen zu unterstützen, Ausländerinnen trotz ihrer kulturellen Defizite zu integrieren und vom Staat immer neue Fördermittel zu erhalten, wurde Anliegen und Erfolgsstrategie der Ausländerinnenpädagogik.

Aber mit den Jahren hatten die Kinder und Kindeskinder der Einwanderinnen längst deutsche Pässe, sind keine Ausländerinnen mehr. Manche ausländischen Klientinnen wandern zurück, andere lassen sich einbürgern, wieder andere sterben.

Eine Lösung brachte hier die schon eingangs dargestellte geniale Konstruktion des „Migrationshintergrundes" oder der „Migrationsgeschichte", die die Klientel über Generationen erhält.

Transkulturalität als neue Betrachtungsweise von Mensch und Kultur

Aus meiner Sicht ist es an der Zeit, die hinderliche Zweiteilung der Menschen in „Einheimische“ und „Fremde“ aufzugeben zugunsten einer individuellen Betrachtung aller Menschen, die die Zugehörigkeit jedes Einzelnen zu einer Vielzahl von Kontexten und Gruppen berücksichtigt. Dies leistet meines Erachtens das Konzept der Transkulturalität.

Das Konzept der Transkulturalität wurde entwickelt von Wolfgang Welsch. Wolfgang Welsch lehrt als Philosophie-Professor an der Universität Jena.

Wolfgang Welsch ist 1946 geboren und vertritt seit etwa 10 Jahren das Konzept der Transkulturalität, das von folgenden Thesen ausgeht (vgl. *Welsch*, 2002)

- Nationalkultur ist eine ungeeignete Kategorie, wenn wir Menschen betrachten, denn innerhalb eines Staates oder innerhalb einer Population von Menschen, die eine gemeinsame oder ähnliche Sprache sprechen gibt es sehr große Unterschiede und Differenzen.
- Menschen sind zudem durch **gleichzeitige** Zugehörigkeiten zu verschiedenen Kulturen und Subkulturen gekennzeichnet; sie sind „kulturelle Mischlinge“.
- Je nach Situation und Kontext aktivieren Menschen ihre unterschiedlichen kulturellen Zugehörigkeiten und verknüpfen die unterschiedlichen kulturellen Komponenten miteinander zu ihrer aktuellen Identität.
- Dabei **kann** das Nationale oder der Bezug auf ein geographisches Territorium, aus dem beispielsweise die Eltern eingewandert sind, eine Rolle spielen.
- Wichtiger als das Nationale ist aber oft
- das Globale
- das Regionale
- der Beruf
- der Lebensstil
- die „Subkultur“
- die individuellen persönlichen Eigenheiten.

Im Anschluss an Welsch geht eine transkulturelle soziale Wissenschaft und Praxis von folgenden Thesen aus:

Menschen können mehr als eine Heimat haben und sich in ganz unterschiedlichen Kontexten souverän bewegen. Sie sind in der Lage, sich in verschiedenen Kontexten zu „beheimaten“ (vgl. MITZSCHERLICH 2000), d.h. soziale und räumliche Beziehungen neu einzugehen, Routinen zu entwickeln und in einem dynamischen sozialen und räumlichen Umfeld „ihren Platz“ zu finden.

Ständige Aufgabe des Menschen ist es, die unterschiedlichen kulturellen Komponenten und Kontexte zu einer Identitätsbildung zusammen zu führen und miteinander zu verknüpfen. „Transkulturelle Übergangsfähigkeit“ hilft ihnen dabei, Autonomie und Souveränität im Umgang mit ihren verschiedenen Netzwerken zu entwickeln.

Zusätzlich haben Menschen eine weitere Lebensaufgabe. Es reicht nicht und liegt nicht im Wesen von Menschen, dass sie sich passiv in eine gegebene Kultur hinein-integrieren, sondern Menschen gestalten Kultur ständig um und verändern sie durch Aneignung.

Weitere Grundthesen einer transkulturellen Sozialen Arbeit:

Leben ist viel gleichförmiger als wir denken – es gibt viel mehr Universalien als wir annehmen

Menschen auf der ganzen Welt sind durch eine Vielzahl von Universalien gekennzeichnet, für die es wieder ein Auge zu entwickeln gilt:

- Ideale wie das der romantischen Liebe als Basis für eine Familie
- die Liebe zu den Kindern, Eltern, Verwandten, Nachbarinnen und Freundinnen
- Konzepte von Verwandtschaft, Nachbarschaft und Freundschaft
- Bewunderung für selbstloses und furchtloses Handeln
- Moralische Ideale wie Leben Schützen, die Wahrheit sprechen, freigiebig und gastfreundlich sein.

Eine weitere Universalie:

- alle Menschen sind modern, alle leben im Hier und Jetzt, alle sind unsere Landsleute und unsere Zeitgenossen. Sie erfahren die gleichen Städte, die gleiche Architektur, benutzen die gleichen Verkehrsmittel, leben in den gleichen Straßen. Egal, was sie tragen und wie sie sich benehmen – sie sind grundsätzlich Zeitgenossen und damit auch modern (vgl. Fabian, 1983). Auch wer Volksmusik hört und im Tschador umhergeht, ist modern und gehört zur Moderne, antwortet auf sie und antizipiert ihre Reaktionen.

Individuelle Unterschiede sind sehr viel größer, das Leben vielfältiger als wir es annehmen

Menschen sind in einer Vielzahl von Zugehörigkeiten verankert. Die Zugehörigkeit zu einer Nation mit Staatsgebilde und Pass ist nur eine davon. Auch die Geburtsregion der eigenen Eltern ist selten das wichtigste Merkmal für Zugehörigkeiten. Klasse, körperliche Verfasstheit, sexuelle Orientierung, Geschlecht, Alter, religiöse und politische Überzeugungen spielen oft eine größere Rolle (vgl. Rommelspacher, 2005).
Menschen leben in einer Region, in einer Stadt, in einem Stadtteil, in einer Straße, in einer Nachbarschaft.
Sie üben einen bestimmten Beruf aus und haben Schulen und Ausbildungen absolviert.
Sie sind Mitglieder in bestimmten Vereinen, Interessenvertretungen, Clubs, sie treiben Sport, singen in Chören.
Sie sind regelmäßige Gäste in Gaststätten, Restaurants, Cafés, an Kiosken.
Sie gehören verschiedenen Religionsgemeinschaften, esoterischen Zirkeln und eifrigen Sekten an, besuchen Wahrsagerinnen und Heilerinnen.

All diese Szenen haben ihre eigene „Kultur“ im Sinne von Gepflogenheiten, Gewohnheiten, Vorstellungen von idealem, angemessenem und abweichendem Verhalten, von dem, was zu tolerieren ist und was nicht.

Aber auch diese Normen und Gepflogenheiten sind nicht statisch, denn darüber hinaus sind diese Szenen in ständiger Veränderung. Menschen sind nicht nur zugehörig und reproduzieren, sondern erweitern und verändern ständig das, was möglich ist, halten Spannungen aus, setzen sich auseinander, kämpfen, vertreiben und lassen schließlich Veränderung zu.

Aber selbst wenn wir eine kulturelle Szene verstanden haben, wenn wir wissen, welche Ideale, Normen, welche materielle Ausstattung, welche Routinen und alltäglichen Abläufe, welche Konflikte und Entwicklungen sie kennzeichnen, wissen wir noch lange nicht, welche Position der einzelne Klientin in darin einnimmt. In Übereinstimmung mit dem Transkulturalitätskonzept von Welsch gehe ich davon aus, dass es große individuelle Unterschiede in der Zugehörigkeit gibt sowie eine große Vielfalt von Positionen.

Bereits innerhalb einer Familie sind die Unterschiede recht groß, wie jeder mit einem Blick auf die eigenen Geschwister zugestehen wird.

So gibt es in jeder Familie, in jedem Verein und an jeder Arbeitsstelle Menschen mit ganz unterschiedlicher Orientierung hinsichtlich ihrer Selbstwirksamkeitsüberzeugung. Selbst in der gleichen Kleinfamilie finden sich ganz unterschiedliche Überzeugungen beispielsweise entlang der folgenden Leitlinien:

- Es geht mir gut, weil ich die richtigen Aktivitäten unternommen habe.
- Es geht mir gut, weil mir Menschen helfen und mich unterstützen.
- Es geht mir gut, weil mir das Schicksal (Gott, das Glück) hold ist.

Eine weitere hilfreiche heuristische Konstruktion ist die klassische Einteilung von Fritz Riemann, der schon 1961 in seinem Klassiker „Grundformen der Angst“ treffend die Spannung beschreibt, in der sich Menschen auf der ganzen Welt befinden und die jeder Mensch einzelne Mensch in jedem einzelnen Moment und in jedem einzelnen Kontext ganz unterschiedlich aushalten und lösen kann:

a. Die Spannung zwischen:

Für Andere da sein / auf Andere hören
und
Egoistisch sein, für sein persönliches Wohl entscheiden

b. Die Spannung zwischen:

Traditionell sein, alles wie früher machen
und
Modern sein, alles anders machen

1. Für Andere da sein / auf Andere hören

Menschen haben ein Bedürfnis nach Harmonie mit ihrer Umwelt, nach Anerkennung und Zugehörigkeit, nach Sicherheit und Vorhersagbarkeit. Dabei hilft ihnen die menschliche Fähigkeit, eigene Bedürfnisse zurück zu stellen, sich von anderen leiten zu lassen und sich für Menschen oder Projekte aufzuopfern.

2. *Egoistisch sein, für sein persönliches Wohl entscheiden*

Genauso aber haben Menschen das Bedürfnis wichtige Entscheidungen für sich (und ggf. ihre Kleinstfamilie) unabhängig und nach ihrem persönlichen Wohl zu entscheiden. Sie möchten nach ihrem eigenen Geschmack leben und sozial beweglich sein. Dabei hilft ihnen die

Fähigkeit, eigene Ideen zu entwickeln, die anders sind als beispielsweise die der Geschwister, Eltern und Nachbarn und die Fähigkeit sich nach eigenem Gutdünken zu entscheiden und nicht durch Sorge für Andere und Loyalitäten einschränken zu lassen.

3. *Traditionell sein, alles wie früher machen*

Menschen fühlen sich wohl, wenn ihr Tag, ihre Woche, ihr Jahr und Lebenslauf von erwartbaren Ereignissen und festigenden Ritualen begleitet wird, wenn ihr Handeln von festen Gewohnheiten bestimmt ist und von Regeln, die alt sind und bewährt. Dabei hilft ihnen die Fähigkeit, Rituale und Bräuche zu pflegen, sich für alte Lieder und Tänze zu interessieren, von Älteren zu lernen und ihr eigenes Erfahrungswissen an Jüngere weiter zu geben.

4. Modern sein, alles anders machen

Gleichzeitig haben Menschen das Bedürfnis, Entwicklungen ihren eigenen Stempel aufzudrücken, originell zu sein, alles ganz anders zu machen und zu reformieren. Dabei hilft ihnen die Fähigkeit, Utopien zu entwerfen, Neues zu entwickeln, gegen Widerstände zu revoltieren und große Opfer für neue eigene Wege auf sich zu nehmen.

Jede einzelne Klientin Sozialer Arbeit muss so mit ihren vielfältigen Zugehörigkeiten, aber auch mit ihrer ganz individuellen Position in diesem Geflecht von Zugehörigkeiten gesehen und in der Begegnung angesprochen werden.

Auswirkungen für die Praxis

Auf der Grundlage meiner bisherigen Ausführungen wünsche ich mir für die tägliche soziale Praxis:

- Holzschnittartige Zuschreibungen wie „Nationalkultur“ oder „kollektivistische Gesellschaft“ bzw. „individualistische Kultur“ transportieren (in der Regel) abwertende Stereotype und sind für die soziale Praxis abzulehnen.
- Bei einem Menschen, der wirklich große Wanderungen in seinem Leben durchgeführt hat, können wir durchaus von Migration sprechen. Ich bezweifle, dass es hilfreich ist, ärmere und weniger gebildete Menschen, die gewandert sind, generell als „Migrantinnen“ einzuordnen und ihr Leben lang so zu bezeichnen.
- Abwertend und Vorurteile schürend ist es jedoch definitiv, wenn Kinder und Kindeskinder von Arbeitsmigrantinnen auf einen „Migrationshintergrund“ und eine so genannte „Migrationsgeschichte“ festgelegt werden.
- Mit dichotomen Stereotypen (Individualistisch versus kollektivistisch, partikularistisch versus universalistisch) werden Nationalkulturen charakterisiert auf einem Niveau, das weit unterhalb gängiger Kurz-Reiseführer liegt.
- Menschen sind in einer Vielzahl von Zugehörigkeiten verankert. Bildung, Beruf, Einkommen, Geschlecht, Sprache, Hobbies, Nachbarschaften, politische Interessen und Gruppierungen sind nur einige der Parameter, die Zugehörigkeit vermitteln. Zusätzlich sind es häufig die Zugehörigkeiten der Eltern und anderer seit Geburt bestehender oder angeheirateter Verwandter, die weitere Möglichkeiten eröffnen.
- Innerhalb der verschiedenen kulturellen Szenen sind Individuen mit ganz unterschiedlichen individuellen Stilen und Präferenzen zugehörig und zuhause.

- Aus der Vielzahl der angebotenen Kontexte und aus den ganz individuellen Vorlieben und Verhaltensweisen schafft jedes Individuum in Interaktion mit der aktuellen Situation seine aktuelle Identität als spezifische Antwort auf die aktuelle Situation, auf der Grundlage seiner ganz eigenen Erfahrungen und in Erwartung ganz bestimmter Reaktionen seiner Umgebung.
- Transkulturelle soziale Arbeit will ihre Klientinnen dabei unterstützen, diese Vielfalt zu erkennen und sich innerhalb oder außerhalb der Zugehörigkeiten prozessorientiert und selbstbewusst zu positionieren.

- In dieser Einmaligkeit und Individualität gehört das Individuum angesprochen.

- Innerhalb bestimmter kultureller Szenen gibt es eine große Vielfalt individueller Stile. Transkulturelle lösungsorientierte Beratung will Menschen dabei unterstützen, hilfreiche und förderliche Ressourcen ihrer verschiedenen Zugehörigkeiten zu nutzen.

- Neben den „Roger'schen" Grundhaltungen Kongruenz, Akzeptanz und Empathie geht transkulturelle lösungsorientierte Beratung mit freundlicher Offenheit für das Individuum und in einer Haltung des Nicht-Wissens in die Beratung und beteiligt die Klientinnen am Prozess („ist diese Frage in Ordnung für Sie?"). Dies alles ist wichtiger als kulturspezifische Kenntnisse.

Hilfreiche transkulturelle Fragen

In der transkulturellen lösungsorientierten Beratung wird das klassische lösungsorientierte Beratungsmodell (vgl. Schmitz 2009) erweitert durch kulturspezifische Fragen, die die individuellen Positionen und Bewegungen von Klientinnen und ihrem sozialen Netzwerk im Geflecht ihrer vielfältigen kulturellen Bezüge zum Thema haben. Diese Fragen sollen unbedingt *allen* Klientinnen gestellt werden, nicht nur solchen, die unter das Etikett „Migrationshintergrund" fallen.

Diese Fragen sollen der Klientin ermöglichen, sich mit ihren immer existierenden Wahlmöglichkeiten im Kontext ihres eigenen Stils und ihrer vielfältigen Zugehörigkeiten auseinander zu setzen.

Fokus der transkulturellen Fragen kann beispielsweise sein:

- Wer im Umfeld der Klientinin ist besonders modern / besonders traditionell? Was raten diese Personen und was meint die Klientinin dazu?
- Wer ermuntert die Klientinin, auf Andere zu hören bzw. für sich zu entscheiden und was meint die Klientinin dazu?
- Welche Heimaten (!) hat die Klientinin? Wie würde die Klientinin ihr Anliegen wohl in ihrer ersten / zweiten / dritten Heimat lösen und was meint sie zu einer solchen Lösung?
- Wie haben andere Freunde, die einen ähnlichen Lebenstil pflegen, ähnliche Situationen gelöst und was meint die Klientinin dazu?
- Wer ist der beste Freund / die beste Freundin? Was würde die raten? Und was meint die Klientinin dazu?

- Was würden Vater / Mutter / Großvater / Großmutter / Onkel / Tante / Vettern / Kusinen / Patin / Pate / Kollegin / Kollege in der Angelegenheit raten und was meint die Klientinin dazu?
- Wer in der Familie hat schon immer alles anders gemacht und was meint die Klientinin dazu?
- Wem in der Familie ähnelt die Klientinin und was würde sie von dieser Person gerne übernehmen – was nicht?
- Welche gute Eigenschaft der ganzen Familie ist immer wieder nützlich?

All diese Fragen helfen nicht nur unseren Klientinnen weiter, sondern öffnen auch uns die Augen für die Vielfalt und die zahlreichen individuellen Wahlmöglichkeiten und Präferenzen, die das Leben unserer Klientinnen prägen.

Fazit

Dieser Beitrag ist ein Plädoyer für die Abschaffung des „Migrationshintergrundes" und für die Rückkehr zu einer Begegnung mit dem Individuum im Kontext seiner vielfältigen Zugehörigkeiten und Wahlmöglichkeiten.

Quellen

Bourdieu, P. (1982). *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Frankfurt a. M. 1982

Bourdieu, Pierre (1992). *Die verborgenen Mechanismen der Macht.* Hamburg

Riemann, F. (1961). *Grundformen der Angst*. 36. Unveränderte Aufl. München 2009

Bukow, W.-D. & Llaryora,R. (1988). *Mitbürger aus der fremde. Soziogenese ethnischer Minderheiten.* Opladen

Bundesregierung (2010). *Zuwanderung*. http://www.bundesregierung.de/nn_774/Content/DE/StatischeSeiten/Breg/ThemenAZ/Zuwanderung/zuwanderung-2006-08-16-teaser.html. Zugriff 13.4.2010

Fabian, J. (1983). *Time and the Other*. How Anthropology makes its object. New York

Kanak Attak (1998). *Manifest*. http://www.kanak-attak.de/ka/about/manif_deu.html. Zugriff am 13.4.2010

Mitzscherlich, B. (2000) : *„Heimat ist etwas, was ich mache"*. Eine psychologische Untersuchung zum individuellen Prozess von Beheimatung. Herbolzheim

Riemann, F. (2006): *Grundformen der Angst*. München

Rommelspacher, Birgit (2005) : *Gender, race, class*. Ausgrenzung und Emanzipation. in: Sozialextra Juli/August 2005, S. 26 – 29

Schmitz, Lilo: *Lösungsorientierte Gesprächsführung*, Dortmund 2009

Welsch, Wolfgang (2002): *Netzdesign der Kulturen*. In: Zeitschrift für Kulturaustausch 1/2002

Hinweis: Unter dem Titel "Menschen begegnen statt Kulturen" erschienen in: Bergemann, Verena, Rietmann Stefan (Hg.) (2011): Soziale Praxis gestalten. Orientierung für ein gelingendes Handeln. Stuttgart, S. 68-84